

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: [14]

Artikel: Das Dorforakel [Schluss]
Autor: Weiss, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Dorforakel.



Von Marg. Weiß, Buonas.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Seit einiger Zeit war die Schatzgräbergeschichte, die vor dreißig Jahren sich abgespielt hatte, wieder ausgegraben worden. Manche meinten, es könnte am Ende doch etwas an der Sache sein; wenn man nur richtig zu graben verstände! Sicher war es draußen beim Meinradskäppeli nicht ganz geheuer; denn selbst ganz freidenkerische Leute, die sonst den Teufel nichts glauben, hätten gesehen, wie eine weiße Gestalt dort mit einem Lichtlein herum wandelte und im Boden wühlte in den Fröhnfastennächten.

Das Schatzgräbergetli ging seit ein paar Wochen umher wie der Schatten an der Wand, und der Tod schaute ihm aus den Augen. Es war' freilich immer ein Finerli gewesen, zart wie ein Stadtjüngferchen und hatte auch richtig alle Frühjahr die Bleichsucht bekommen. Diesmal hatte sich dazu ein gar verdächtiges, trockenes Hüsteln gesellt, und es nahm ab von Woche zu Woche. Der Arzt im Dorfe hatte gemeint, die Sommerwärme sei schuld an seinem Uebelbefinden; wenn einmal die kühtere Jahreszeit eintrete, werde es schon besser mit ihm. Aber er täuschte sich bitter. Die dicken Herbstnebel setzten sich ihm zentnerschwer auf die Brust, und die scharfen Oktoberwinde verursachten ihm stechende Schmerzen. Was ihm aber weher that als Herbstnebel und Oktoberwinde, das war der strenge Befehl der Beth, daß es und der Franz sich noch immer meiden müssen. In der wärmern Jahreszeit ging es an Sonntagen regelmäßig zur Kirche, und da hatte es den Herzliebsten doch wenigstens sehen können, wenn auch nur aus der Ferne. Aber dessen verstohlenes Nicken und Lächeln hatten ihr wohler getan als des Doktors Schlafpülverchen und Eisentropfen.

Eines Tages redeten zwei der Dorfkatschbasen miteinander ab, das kalte Agetli zu besuchen. „Sie thäten ja damit ein gutes Werk,” meinte die eine.

„Ja, und das Agetli vermag sich ja nichts wegen dem Alten,” setzte die andere hinzu. Sie waren aber nicht lange bei der Kranken in der Stube, so sprang das Gespräch auf ganz andere Dinge über.

„Wie doch des Kilchmeiers jetzt gut fressen!” sprach die Hogerlis.

„Ja, seit die Bree, das Weidenbauermutter, immer dort hockt, wird nichts gekhan als gebräuselt und gebraten, daß man's stundenweit riecht!” sagte die Kaminfegerin.

„Da ist was anderes im Spiel; wegen dem Kochen allein geht die nicht hinüber, die wär' viel zu faul dazu!”

„Es hat ja geheißen, sie sei versprochen mit einem, ob mit dem Alten oder mit dem Jungen, daß weiß ich nicht,” stüppte die Hogerlis.

„He, allweg mit dem Jungen, denk' ich; er hat sie ja schon früher gern gesehn!” setzte die andere zu und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

Agetli war heute zu matt, um mitreden zu können. Indessen nahm die Mutter Teil am Gespräch und meinte: „Wie doch die Leute gleich die Mäuler voll nehmen! Der Kilchmeier ist ja magenkrank und seine alte Magd kann ja keine rechte Suppe kochen, während die Bree das Kochen extra gelernt hat, ist ja den ganzen Winter fort gewesen bei Herrenleuten!”

„Ja, ja! Fort gewesen, kochen gelernt Hmh! Hast mir ihn nirgends gesehn!” lachten die beiden schönen Seelen zusammen laut heraus und scharrten mit den Schuhen auf dem Boden, was heißen sollte, daß die Bree aus andern Gründen „ab Augen“ gewesen sei, und wer der Schuhsprache kundig war, konnte auch Genaueres erraten.

„Die sind aber auch gehörig hintereinander gewesen, der Weidenbauer und der Kilchmeier, wegen einem Gusti, hat's geheißen,” fuhr die Hogerlis fort.

„Wegen einem Gusti! Hääh! Das ist gut gegeben!” fiel ihr die Kaminfegerin ins Wort.

„Ja! Jetzt ist aber alles wieder eins, wie Hinter und Hemd. Alle Sonntag hockt das ganze Komplott beisammen samt der „Her“ und da wird gefressen und gesoffen und gehalegert bis in alle Nacht hinein!”

„Vom Franz glaube ich das nicht!” meinte etwas verdrossen die Mutter Agetlis.

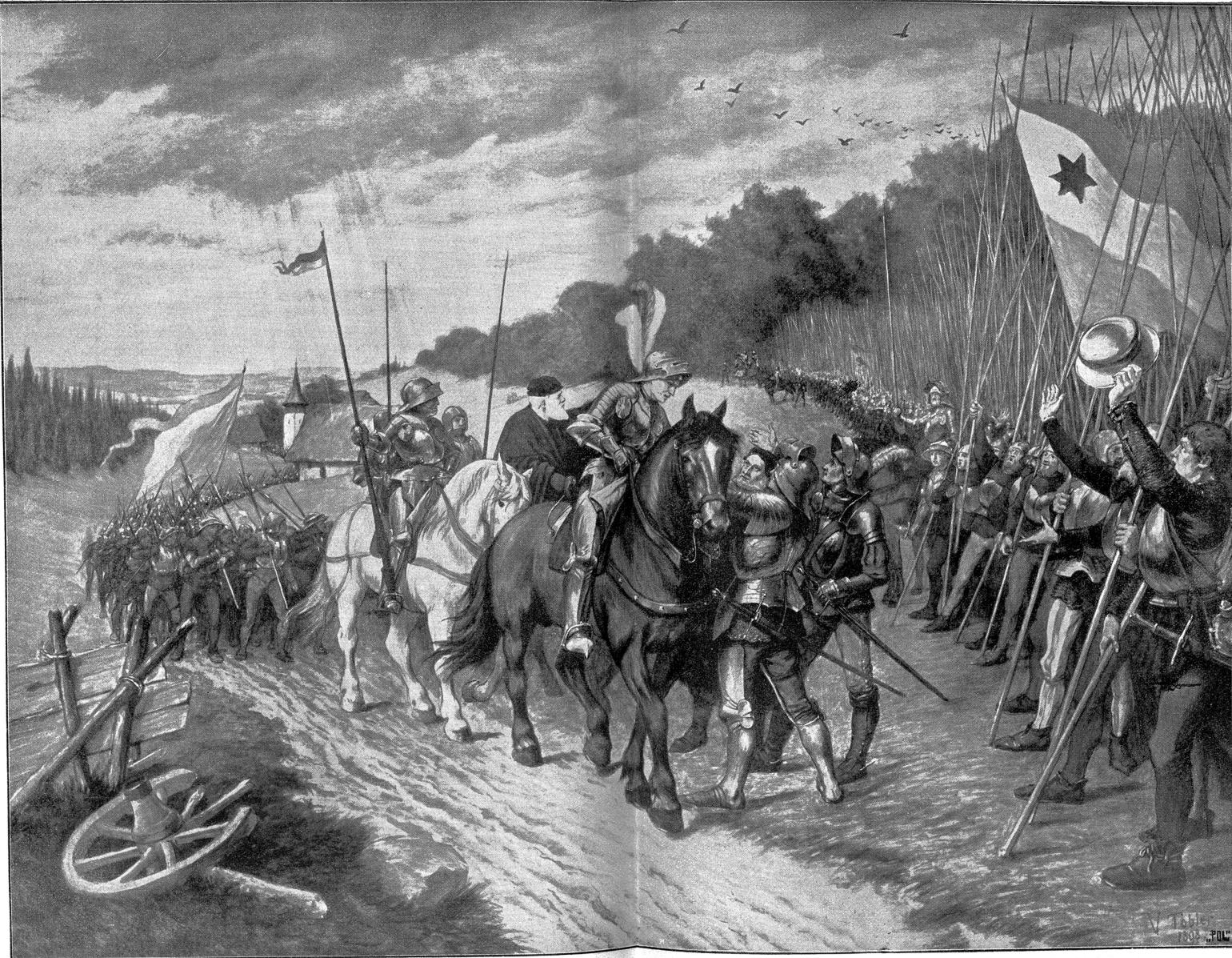
„Hoho! Das sagte ich auch! Er müßte nicht von s' Kilchmeiers sein!” höhnte die Bucklige, und die Kuglige fuhr fort mit den Augen und den Schuhen zu reden.

Agetli, das scheinbar teilnahmslos zugehört hatte, bekam eine gar schlimme Nacht. Die Eltern meinten nichts anderes, als es müsse gestorben sein und riefen in ihrer Herzengang die Kronenwirtin, eine erfahrene, wohlwollende Frau.

„Nein, nein! es geschieht ihm noch nichts diese Nacht!” beruhigte sie die Eltern. „Es ist nur der böse Nebel; ich spür' ihn selber auch,” meinte sie, und um ihre Worte zu bekräftigen, ließ sie einen schweren Seufzer aus den Tiefen ihres feisten Körpers emporsteigen.

* * *

Der Schatzgräberlunzi machte alle Jahre eine Wallfahrt nach Heiterstalden zur Kapelle St. Wendels, den



Ankunft der Zürcher in Murten, 1476.

Gemälde von Victor Tobler, München.

CLICHÉS UND DRUCK: „POLYGRAPHISCHES INSTITUT“ ZÜRICH

die gläubigen Landwirte als Fürbitter bei Krankheiten und Nöten des lieben Viehs anrufen und verehren.

„So ein Schuldenbäuerlein bedarf ganz besonders der Kunst St. Wendels“, meinte der Lunzi und pilgerte seinerseits alljährlich pünktlich am St. Wendelstag zur besagten Kapelle, um da ein Stündchen oder zwei seiner Andacht obzuliegen.

Stürmisch und kalt ging der zwanzigste Oktober dieses Jahres zur Neige. Schneeflocken wirbelten durch den eisigen Hegen.

Unheimlich heulte der Wind durch die Bäume und um die Gebäude; zornig wirbelte er das dürre Laub aus Gräben und Vertiefungen und warf es hohlnachend in die Lüfte, als wollte er den schlitternden Bäumen zu rufen: Da nehmt euern Schmuck zurück, wenn ihr könnt!

Noch trüber und trauriger als das Wetter sah der einsame Pilger drein, der langsam von St. Wendel thalwärts schritt. Was hat dir St. Wendel Leides gethan, guter Lunzi, daß du so niedergeschlagen heimzu trottest?

Der vor wenigen Jahrzehnten noch auf dem nördlichen Zugberg wohnende berühmte Naturarzt, dessen sich viele ältere Leute aus den Nachbarkantonen gerne und dankbar erinnern, war um jene Zeit noch am Leben. Da er dem Lunzi bei seiner Wallfahrt so nahe am Wege lag, hatte dieser sein Agetli mitgenommen, um zu hören, was der sage. Natürlich hatte das kalte Mädelchen die Menziger Post benutzen müssen und war nun voller Freude und ärztlichen Trostes schon früh heimgefahren. Wohl schlügen Schnee und Regen klatschend an die Wagenfenster und drang der kalte Wind durch alle Fugen und Riken; aber in Agetlis Herzens war es warm wie Frühlingssonnenschein, und glückselige Zukunftsträume traten vor des Mädchens Seele. Es mußte nicht sterben, leben, leben, leben durfte es! In wenigen Wochen wäre es wieder ganz gesund, hatte der gute, wackere alte Herr gesagt.

Ja, so hatte er gesprochen, aber dem Lunzi einen Deut gegeben, nochmals zurückzukommen, wenn er die Tochter zur Post gebracht habe. Da zog er nun andere Saiten auf: „Warum seid Ihr auch nicht eher gekommen, guter Mann? Wir haben es mit beginnender Schwindsucht zu thun, der im Sommer leichter beizukommen gewesen wäre, als jetzt, wo der Winter vor der Thüre steht. Auch scheint ein tiefes Herzleid der

Krankheit Vorschub zu leisten. Es hat mir nicht beichten wollen, das junge, schüchterne Ding. Aber ich sage Euch, wenn diese Herzengeschichte sich zum Besten wenden wollte, so wäre das die trefflichste Medizin!“

Aus den letzten Worten konnte der Lunzi nicht klug werden. Herzleid — Vorschub leisten — nicht beichten wollen — das konnte er nicht zusammenreimen. Über derlei gelehrtm Zeug zerbrach sich der Lunzi den Kopf nicht lange. Eines war ihm klar: daß Agetli wahrscheinlich sterben müsse.

Der Lunzi hatte schon viel Schweres durchkämpfen müssen in seinem Leben, Entbehrungen und Hintansetzungen hatte er erduldet aller Art; als das Herbste aber schien ihm doch der Verlust eines seiner Kinder durch den Tod und dazu noch des liebsten. Gedanken- und thränenschwer schritt der gebeugte Wanderer fürbas.

Die ächzenden Winde, die sausend durch die Wipfel der Bäume führen, verwehten seine Seufzer. Im Geiste sah er schon sein Agetli auf dem Sterbebette mit dem Tode kämpfen, wie es ängstlich nach Atem rang und sein brechendes Auge um Hilfe flehend auf den Umstehenden haftete, wie es noch sprechen wollte, augenscheinlich noch Wichtiges zu sagen hatte, aber nicht mehr verstanden werden konnte.

Eine Nachteule ließ von einem Baume herab ihr schauriges „Giggig, gigwigg!“ ertönen. Wenn die „Wiggle“ rufen, muß jemand sterben, heißt's im Volksmund.

Der Wind zerriß auf Augenblicke die Wolken und die Mondschel vermochte der düstern Landschaft einen grauen, falben Schimmer zu geben. Lunzi nahte bald seinem heimatlichen Dorfe, ohne daß er's nur merkte; denn immer weiter spann seine geschäftige Seele die Todesgedanken. Schon sah er sein Kind entseelt auf dem Lager liegen. Der Schreiner kam mit dem Sarge. Man nahm der Leiche das entlehnte, weiße Sterbekleid wieder ab, man hakte die Ohrringe aus Sparsamkeitsrücksichten aus, denn der arme Lunzi vermochte es nicht, Kleinodien in die Erde zu vergraben; aus den reichen goldenen Locken schnitt man eine Strähne heraus, um daraus ein „Andenken“ anzufertigen zu lassen, wie sie in Bauernhäusern hinter Glas und Rahmen aufbewahrt werden.

Lunzi hatte jetzt nur noch das Buchenwäldchen zu durchschreiten, dann war er am Ziele. Bei seinem Wallfahrtsgelübde hatte er sich auch verpflichtet, in alle

Mürrischer Liebhaber.

Wenig taug' ich wol zu Scherzen,
Manche Stunde Tag und Nacht
Hab' ich schon in deinem Stübchen
Trübe sinnend zugebracht.

War's ein Wunder, wenn zuweilen
Über den verdross'nen Gast
Du dich härmtest und das Mündchen
Bitterlich verzogen hast?

Nein, ich kann dir's nicht verargen,
Siert ein Strauß die Fuhr Wein,
Magst du aber doch auf keinem
Essigfaß die Blume sein!

F. Bopp.

Kirchen und Kapellen, die an seinem Wege lagen, einzulehren und ein kurzes Vaterunser zu verrichten. Fast mechanisch kam er dieser Verpflichtung nach, und ohne seine Sterbebetrachtungen zu unterbrechen, bog er jetzt von der Straße ab und in einen Fußweg ein, der zum Meinradskäppeli führte, das Lunzi als letzte Station ebenfalls noch besuchen wollte, wenn es auch nicht direkt an der Straße, sondern etwas abseits am Waldrand gelegen war. Immer in Gedanken bei seinem toten Agetli, sah er schon vor sich den Leichenzug. Plötzlich hielt er den Atem an und stand regungslos am Boden festgebannt. Was war das? Er hörte mit seinem leiblichen Ohr das Geräusch und Gefreisch einer grabenden Schaufel. Oder ließ ihn seine erregte Phantasie sich täuschen? Wieder öffnete sich ein Riß in den Wolken und im falben Mondlicht erkannte Lunzi die Kapelle unweit vor sich, und von dort her kam klar und deutlich das Grabgeräusch. Jetzt wurde es hell in seinem Geiste: „Ein Schatzgräber!“ raunte er sich selber zu, und blitzschnell kam ihm der Gedanke: „Wenn ich den erwische, und verzeige, dann geht das böse Omen, das auf unserer Familie haftet, auf den über und die Unvorsichtigkeit meines Vaters ist geführt! Sankt Wendel und Meinrad, helft mir!“ So wagte er die Heiligen zur Mithilfe an seinem schadenfrohen Vorhaben anzurufen.

Vorsichtig auf den Stufen am Wegrande tretend, daß ja seine Schritte ungehört blieben, schlich Lunzi dem Käppeli näher. Wie er aber etwa zehn Schritte vorwärts gehan, gewahrte er im Mondlicht unweit der Stelle, wo begraben wurde, eine schwarze Gestalt am Boden kauern. Jetzt schien sie aus dem Boden zu wachsen und kam auf Lunzi zu, packte ihn am Arm, zog ihn vorwärts, und schob ihn gegen die Kapelle hin. Dem Lunzi wollte das Blut in den Adern stocken. Wieder ein Mondlichtblick! Beg war die schwarze Gestalt, weg auch Lunzis Geistersfurcht! Er schlug eine laute Lache auf: „Hahaha! Der Kilchmeier, der Kilchmeier! Hahaha! Ist das menschenmöglich!“ schrie er mehr, als er rief, mit vor Erregung zitternder Stimme und lief auf den Schatzgräber zu, der am liebsten in die Erde versunken wäre.

„Sei gescheit, Lunzi! Weißt, es ist doch etwas an der Sache! Wir wollen still sein dazu und das Geld zusammen teilen,“ brachte er endlich mit Mühe und scheinbarer Ruhe heraus.

„Ich will nichts davon wissen!“ rief Lunzi triumphierend, „Kommt Ihr jetzt schön mit mir, Ihr sauberer Fink, zur Polizei!“ und wollte den Kilchmeier am Kragen packen.

„Laß mich gehen, Lunzi! Tausend Franken gebe ich dir heute noch, wenn du's nicht ausbringst!“

„Nicht um fünftausend schwiege ich, so gut ich's brauchen könnte! Der Kilchmeier ein Schatzgräber! Hah, wie wird das ganze Dorf die Mäuler aufmachen morgen! Der Kilchmeier, der Kilchmeier ein Schatzgräber! Haha!“

Wie Dolchstiche führen diese Worte dem Ertappten ins Herz.

Plötzlich fuhr er auf wie ein wildes Tier und schrie heraus: „Halt's Maul, du Hund! oder ich schlag' dir den Schädel ein! Das ist ein abgekartetes Spiel! Die Beth, das Luder, wird dich hergewiesen haben!“

„Mit der Beth habe ich mein Lebtag noch kein Halbdutzend Worte gesprochen; ich bin mit ihr nicht so vertraut, wie der Kilchmeier!“

Die Stichelei machte den Betroffenen noch rasender. Drohend hob er die Schaufel, um sie auf den armen Lunzi niedersausen zu lassen.

„Halt!“ rief eine kreischende Stimme, und schon stand funkeln Auges die Beth zwischen den Beiden. Im Gebüsch hatte sie den rechten Moment ihres Einschreitens abgewartet. „Macht keine Dummheiten, Kilchmeier,“ setzte sie hinzu. „So kommst du jetzt, alte Bettel?“ rief der Kilchmeier, und Lunzi wunderte sich nun nicht wenig, in der verummumten Gestalt von vornhin die Beth zu erkennen.

„Nichts ist verabredet,“ nahm diese das Wort. „Der Lunzi kommt seit Jahren um diese Stunde hieher an Sankt Wendels Tag!“

„So, und das hast du gewußt, alte Hexe, und schickst mich gerade her zu der Zeit, daß er mich erwischen mußte? Ich möcht' dir die Schaufel auf dem Kopf zerschlagen!“

„Das brächte Euch höchstens ein paar Jahre am Schattenstöcken ein! Aber daß ich euch zwei hier zusammenkommen ließ, hat seine guten Gründe! Ich habe eurer jungen War versprochen, zum Schick zu helfen, trotzdem ich wußte, daß da mit Sympathiemitteln nichts auszurichten war. Um aber Euch, Kilchmeier, gegenüber Lunzis Familie wegen der Schatzgräberei das Maul zu stopfen, bot ich alles auf, Euch selbst zum Schatzgräber zu machen, sorgte für den nächtlichen Spuk bei der Kapelle und schickte Euch her, damit der Lunzi, der sicher hieher zum Beten kommen mußte, Euch erwische! Jetzt aber rate ich euch Beiden, die Sache im Guten abzumachen. Wenn Franz Euer Schwiegersohn wird, Lunzi, so werdet Ihr wohl seinen Vater nicht in Schimpf und Schande bringen wollen, oder?“

Der Kilchmeier stand da, wie die Schafe, wenn's donnert; er war fast weich geworden, und in einem Tone, der nichts weniger als drohend klang, sagte er:

„Gelt, Lunzi, du schwiegst? Ich gebe meinem Buben den Hof, und er kann heiraten wann er will!“

Den Lunzi kostete es einen kurzen Kampf. Das Schandmal seines Hauses auf den reichen, angesehenen Kilchmeier abzuwälzen, war gar zu verlockend. Dann aber dachte er doch an sein Kind, und in seinem Ober-

„Geb' Gott dir Glück und Segen, Lunzi!“ murmelte der Kilchmeier und schlug ein.

* * *

Am nächsten Morgen standen ein paar Weiber am



Haus des Herrn Goldschmied Bossard in Luzern. Fassade gegen den Hirschenplatz. (Vergl. S. 301).

stübchen fing es jetzt an zu dämmern, was der Doktor mit dem verborgenen Herzleid gemeint, und was das für Verhältnisse wären, die sich bessern müßten, wenn's mit der Krankheit Agetlis gut werden sollte.

„So sei's denn, Kilchmeier! Keinem Menschen, nicht einmal meiner Frau sage ich ein Wort von dem hier Vorgefallenen! Hier meine Hand darauf!“

Dorfbrunnen und steckten die Köpfe zusammen. Die Beth habe wieder ein Wunder gewirkt und zwar mit einem Trank, der von lautem Wasser nicht zu unterscheiden gewesen sei, berichtete die Hogerlis. Heute früh habe des Kilchmeiers alte Theres eben die letzten Tropfen dem Alten in den Kaffee geschüttet, und wie der ein paar Schlüsse gethan, habe er die Tasse wieder abgestellt

und freundlich zu Franz gesagt: „Warum besuchst du Agetli nicht mehr, da es doch so frank ist? Das ist nicht schön von dir. Geh' hin, vielleicht wird es gesund, wenn's dich sieht, und dann magst du heiraten mit ihm. Ich gebe dir den Hof, wie sich's gehört!“

Die Grazien am Brunnen schlugen die Hände zusammen, und die Hogerlis fuhr fort: „Ja, rechtmäßig gefroren hab's die Theres vor Staunen, und dem Franz sei der Löffel aus den Händen gefallen und totenbleich sei er geworden vor freudigem Schrecken!“

„Ja, und nun will des Weidenbauern Bree den alten Esel auch nicht mehr, weil er den Hof dem Buben gibt und ihm keine Dreißigtausend vermachen kann, und drunter thät's es nicht. Es wolle nicht mit sechsundzwanzig Jahren schon Großmutter werden!“ ergänzte die Kaminfegeerin den Situationsbericht.

„'s wär immer noch besser, mit sechsundzwanzig Großmutter zu werden, als sein Leibtag bloß Mutter zu bleiben! Helhem!“ hüstelte eine Dritte hinzu!

Das Wetter war nun wieder gar schön und milde geworden, und an einem Tage des herrlichen Martinsförmersleins sah man auf den Höhen des Zugerberges ein sterbensverliebtes junges Pärchen der Schwandegg zu wandern.

„So, so, hat der Schmerz da gelegen?“ meinte der alte Naturarzt, als die Leutchen vortraten und das Jüngsterli erröternd fragte, ob es jetzt das Doktern dürfe sein lassen, es merke so nicht mehr viel von Krankheit.

„Nein, nein! Da hat's keine Gefahr mehr!“ lachte der Greis. Geht nur getrost heim und haltet bald Hochzeit!“

Vor Murten, 22. Juni 1476.

Bergleiche Bild von Viktor Tobler auf Seite 172 u. 173, Bd. II, 1898.

Nach der Niederlage von Grandson sammelte Karl der Kühne ein neues Heer. Gut ausgerüstet, mit trefflicher Artillerie reichlich versehen, zog dieses vom Sammelplatz Lausanne gegen Bern. Den Vormarsch gegen diese, dem Burgunder so verhasste Stadt, verhinderte Murten, das, gut befestigt, von 2000 Bernern unter Adrian von Bubenberg besetzt war. Karl beschloß deswegen, Murten zu nehmen. Vom 10. Juni an war die Stadt vollständig eingeschlossen. Durch unaufhörliche Beschließung und verschiedene, glücklich abgewiesene Stürme litten die Belagerten schwer, und nur durch die Energie Bubenburgs war es möglich, die hart bedrängte Stadt zu halten. „Er wolle sich mit den Seinigen halten, so lange sie eine Röde geregen mögint“, schrieb er nach Bern, zugleich dringend um Hilfe bittend.

Das Heer der Eidgenossen sammelte sich um diese Zeit bei Gümminen, nur Zürich und die Ostschweizer fehlten noch. Waldmann, der von seinem Posten in Freiburg dorthin kam, mußte wegen dieser Verzögerung manche Spottrede hören.

Den 21. Juni, nachmittags 4 Uhr, langten die Zürcher, von Hans Waldmann erwartet, unter strömendem Regen, nach Gewaltmarsch in Bern an. Schon um 9 Uhr erfolgte der Abmarsch. In pechschwarzer Nacht, bei entsetzlichen Regengüssen zog das Heer dahin. Viele sanken vor Ermattung und Schwäche zusammen. Gegen Morgen ließ Waldmann halten und die erschöpfte Mannschaft durch einen guten Trunk stärken. Die Nachzügler rückten wieder ein, und in guter Ordnung stieß er zum Heere der Eidgenossen. Groß war hier, nach dem langen peinlichen Harren die Freude, um so mehr, als die Zürcher mit so bedeutender Macht, trefflich gerüstet, heranzoomen. „Gut und und recht ist's, daß wir solcher Leute gewartet.“ riefen viele. Ungestüm drängten nun die meisten Eidgenossen auf den Beginn der Schlacht; Eifer und Aufregung ließen viele das Morgenbrot verschmähen. Die Zürcher, wiewohl müde, wiesen die Meinung zurück, daß man ihretwegen noch zuwarten solle. Freudig zog das Heer der Schlacht entgegen, voll Hoffnung auf einen entscheidenden Sieg.

Erntefest.

Unter goldenen Gebinden,
Schwer beladen, wankt der Wagen,
Fern im Forst die Drosseln schlagen;
Mohn und blaue Kornblum' winden
Um die Schläfen sich den Schnittern
Und die blauen Lüste zittern
In des Sommers Abendglut.

Lautenton und Festgefänge
Zu des Tages Frohgelingen!
Und die bunten Paare schwingen
Sich in jubelndem Gedränge
Um die Last in leichten Ringen;
In das helle Sichelklingen
Rauscht herauf der alte Rhein.

Und ich beuge mich der Guten
Wie die ungeschnitt'nen Lehren,
Jene reisen, färner schweren,
Die noch steh'n in Sommerglut;
Und sie reicht zum Liebeslohn
Mir herab vom Garbenthrone
Die gebräunte Hand zum Kuß.

Von des Wagens gold'ner Bürde
Blickt herab die Schönste, Beste
Auf die frohen Erntegäste,
Angethan mit Kindeswürde,
Und gekrönt mit gold'nen Flechten,
Lenkt die Rosse mit der Rechten
Als des festes Königin.

Arnold Ott, Luzern.